

Gabriele Haefs und
Andreas Brunstermann (Hg.)

NORDLICHT, ELCH
UND
TANNENGRÜN

Die schönsten Weihnachtsgeschichten
aus Skandinavien



KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe November 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Viola Eigenberz
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic / Shutterstock
Illustrationen im Innenteil: Evgeny Karandaev / Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52074-1



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Ingvar Ambjørnsen: Der vierte Weihnachtsmann	13
Hans Christian Andersen: Der Wichtel beim Krämer	26
Anonym: Der Wichtel und die Lederhosen	31
Peder Christen Asbjørnsen: Ein altmodischer Weihnachtsabend	33
Þórir Bergsson: Der Sprung	46
Maria Ernestam: Und ein gutes neues Leben	53
Leck Fischer: Heiligabend	64
Anette Sørensen Habel: Alma	74
Anna-Leena Härkönen: Nein danke	83
William Heinesen: Die Jungfrauengeburt	87
Levi Henriksen: Der letzte Bus nach Hause	113
Vigdis Hjorth: Heiligabend	120
Bjørn Ingvaldsen: Norwegian Christmas	126
Lene Kaaberbøl: Die Geschichte von Rasmus und Ina	138
Selma Lagerlöf: Die Vision des Kaisers	151
Halldór Laxness: Ein Weihnachtsgedicht	159
May Grethe Lerum: Stille Nacht	169

Mark Levengood: Kleines Weihnachten	181
Herman Lindqvist: Alle Jahre wieder ... und dann nie mehr	185
Henning Mankell: Ein Heiligabend in Biskopsgården . . .	190
Elias Mar: Die Geschichte von einem Weihnachtsbaum . .	199
Vilhelm Moberg: Elias von Lyckans Höjd	209
Ulf Nestvold: Ein richtiger Mann.	217
Maria Parr: Der Esel.	232
Amalie Skram: Karens Weihnachten.	239
Kim Småge: Das Weingeheimnis	249
Marianne Storberg: Benjamin Berges Christnacht	255
Maila Talvio: Heiligabend	277
Zachris Topelius: Sternauge	289
Zu den Autoren und Übersetzern.	303
Rechtenachweis	314

Vorwort



Die nordischen Länder wirken von Deutschland aus oft wie das pure Weihnachtsparadies – jede Menge Schnee (was ja auch stimmt, selbst wenn der wegen des Klimawandels auch dort immer weniger wird), Weihnachtspunsch in vielen Varianten, Luzia-Umzüge und Weihnachtswichtel. Der Weihnachtsmann wohnt auch dort oben, am Nordpol oder in Finnland oder auch in Norwegen, wo er Postadressen hat, und die Briefe der Kinder werden von emsigen Weihnachtswichteln beantwortet. Im skandinavischen Blick wiederum erscheint Deutschland als Weihnachtsparadies, als Land, das vor allem aus dem Schwarzwald besteht, wo hohe Tannen mit Lichtern geschmückt sind und der Weihnachtsmann seine Gaben verteilt. Der Weihnachtsmann hat eine Postadresse (wenn auch in der Lüneburger Heide, das wird nicht so eng gesehen), die Briefe der Kinder werden beantwortet, und dass im April 2017 der Postbeamte, der für den Weihnachtsmann in Himmelsporten die Korrespondenzen führte, nach langem treuen Dienst verstarb, wurde auch in den skandinavischen Zeitungen gemeldet. Deutsche und österreichische Weihnachtsbräuche sind nach Skandinavien exportiert worden, allem voran der Weihnachtsbaum, dazu eine Menge Lieder. »Stille Nacht« sowieso, aber auch »Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad« – in Norwegen ist das ein Weihnachtslied, in dem der Wichtel seinen Weihnachtsbrei verzehrt. Besonders die nahe gelegenen Weihnachtsmärkte in Norddeutschland ziehen jedes Jahr Busladungen von skandinavischen Reisenden an, und auch der große Weihnachtsladen in Rothenburg ob der Tauber kann das ganze

Jahr hindurch seine skandinavische Stammkundschaft begrüßen. Was sich nicht durchgesetzt hat, ist der Adventskranz. Adventskalender gibt es in allen nordischen Ländern seit einigen Jahrzehnten, in Dänemark waren vorher schon Kerzen beliebt, die in 24 Abschnitte eingeteilt waren, jeden Tag wurde ein Stückchen bis zum nächsten Strich verbrannt. In Finnland sind sie bis heute nicht allgemein verbreitet, aber in den großen Warenhäusern findet man immerhin Adventskalender mit Muminbildern – ein beliebtes Mitbringsel für die Lieben daheim, wenn man im November in Finnland zu tun hatte.

Doch das ist noch nicht alles. Ein norwegischer Volkskundler erbrachte im Jahre 2003 den Beweis, dass der erste Nikolaus nicht aus den USA nach Norwegen gekommen war, also nicht, wie bisher angenommen, über den Santa Claus der Cola-Reklame von 1931, sondern fast hundert Jahre früher, über Neuruppiner Bilderbögen aus Deutschland, auf denen der Heilige aussah wie der große Niklas aus dem »Struwelpeter« (der übrigens durch dänische und norwegische Übersetzung lange Zeit ebenfalls sehr bekannt war). Vor dem Nikolaus gab es nur Weihnachtswichtel und die dreizehn überaus boshaften isländischen Weihnachtsgesellen, die keine Geschenke bringen, sondern die von Weihnachtsfeiern abgelenkten Menschen munter beklauen. Der Nikolaus, auf Norwegisch Julenisse, also Weihnachtswichtel (wobei das Wort »nisse« für Wichtel seinerseits vom Namen des Heiligen abgeleitet wird), tritt aber nur am Heiligen Abend auf; der 6. Dezember als Tag für kleinere Geschenke (oder auch Bestrafungen, wenn Nikolaus mit dem rutenbewehrten Knecht Ruprecht auftaucht) ist im Norden unbekannt.

Kommen uns also viele skandinavische Weihnachtsgeschichten vielleicht deshalb so vertraut vor, weil viele Elemente des heutigen Weihnachtsbrauchtums aus Deutschland nach Skandinavien importiert worden sind?

Zu Weihnachten wollen die meisten nach Hause, auch wenn sie eigentlich gar nicht genau wissen, warum – wie die Frau in der Geschichte von Levi Henriksen, die sich für das Fest so hübsch gemacht hat.

Für andere ist der Heilige Abend nicht unbedingt mit guten Erinnerungen verbunden – dass Kinder aus Familien, in denen im Alltag keine Harmonie herrscht, den Heiligen Abend oft fürchten (denn die Eltern müssen notgedrungen zu Hause bleiben), zeigt die Geschichte von Ingvar Ambjørnsen, in der der Held von seinen bösen Erinnerungen überwältigt wird und um ein Haar seinen eigenen Auftritt als Weihnachtsmann verpatzt. Ungebetene Gäste können, hier wie dort, jeden Weihnachtsabend ruinieren, das zeigt sich in der Geschichte von Lene Kaaberbøl – wenngleich es ja durchaus auch gutgehen kann. Und wie sehr die Weihnachtsfreude mit Erinnerungen an frühere Zeiten verbunden ist, erzählen uns die dänische Autorin Anette Sørensen Habel oder die Norweger Peder Christen Asbjørnsen und Jørgen Moe, die übrigens im 19. Jahrhundert auch viele Märchen geschrieben und zusammengetragen haben.

Sehr beliebt im Norden sind Geschichten, in denen in der Christnacht etwas Besonderes geschieht, das das Leben der Beteiligten in neue Bahnen lenkt. Das sehen wir bei dem Isländer Þorir Bergsson oder in dem Märchen des Finnen Zachris Topelius, in dem in der Heiligen Nacht ein Kind gefunden wird.

Und wie bei uns geschieht auch im Norden mitunter am Heiligen Abend etwas, das eher traurig ist, das die Vorstellungen von Harmonie und fröhlichem Beisammensein trübt oder zumindest in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt, wie etwa in den Geschichten von Vigdis Hjorth und Henning Mankell. Schließlich spielt auch die traditionelle Frömmigkeit mit Rückbesinnung auf die christliche Weihnachtsbotschaft in

der Literatur eine Rolle, das zeigt uns die Altmeisterin (nicht nur) der frommen Legenden, Selma Lagerlöf.

Die im traditionellen Stil gehaltenen Geschichten sind oft bevölkert von allerlei Wesen, Wichteln, Zwergen, Feen, Hulden, die früher auch in Deutschland bekannt waren; aber schon bei den Hulden müssen wir bei Richard Wagner oder im »Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens« nachsehen, um mehr über diese Wesen zu erfahren – oder in norwegischen Märchen. Die Wichtel, die den Menschen freundlich gesinnt sind und zu Heiligabend mit Brei bedacht werden, treten manchmal auch ganz schön unangenehm auf, wenn sie keinen Brei bekommen oder aus anderen Gründen nicht so behandelt werden, wie sie es verlangen. Oder wenn es ihnen zu wohl wird, wie sich in der Geschichte von des Wichtels neuen Lederhosen zeigt. Der schwedische Kollege des norwegischen und dänischen Nisse heißt Tomte (was eigentlich Däumling bedeutet, die sind ja recht klein). Er war ursprünglich eine Art Zwerg, der Bauernhöfe bewachte und mit Weihnachten wenig zu tun hatte, nur dass auch er zu Weihnachten Brei bekam. Im Finnischen heißen diese kleinen Helfer Joulutonttu, ein Wort, das sich aus dem Schwedischen ableitet. Von *jul*, also Weihnachten, und *tomte* eben.

Es gibt noch eine Menge Weihnachtsbrauchtum in den nordischen Ländern, man könnte problemlos ein ganzes Buch darüber schreiben, aber hier geht es um Weihnachtsgeschichten, in denen durchaus nicht immer das ganze Repertoire des Brauchtums abgerufen wird. Auch wenn die Requisiten ja doch vorhanden sind, wie in der Geschichte des armen Knaben bei Elias Mar, der so gern einen Weihnachtsbaum sehen möchte. Oder bei Kim Småge, die der Tradition des Weihnachtspunschs ganz neue Aspekte abgewinnt.

Ein Wort zur Auswahl der Texte: Wir hätten gern alle Länder gleichermaßen durch Geschichten vorgestellt, aber das ging nicht immer; viele Geschichten, die uns gefielen, waren zu lang, wurden gerade schon anderswo abgedruckt, hatten bei genauem Hinsehen dann doch nichts mit Weihnachten zu tun ... Selbst flehentliche Briefe an Schriftstellerverbände brachten zwar interessante Dinge, Spukgeschichten, finstere Nacht-und-Nebel-Geschichten, nur leider keine Weihnachtsgeschichten. Was ganz fehlt, sind Julgeschichten, also Erzählungen, die auf vorchristliches Brauchtum zurückgreifen und in denen die norwegischen Götter eine Rolle spielen. Sie hatten zwar nichts mit Weihnachten am Hut, aber die Wintersonnenwende wurde überall mit großen Feierlichkeiten begangen. Doch die Götter und ihre Festgewohnheiten treten in der gesamten skandinavischen Literatur bisher nur in Romanen auf und fehlen also in unserer Sammlung.

Aber was wir ausgewählt haben, ist jedenfalls stimmungsvoll und weihnachtlich.

Und damit:

Gledelig Jul
God Jul
Gleðelig Jól
Hyvää Joulaa
Gleðilig Jól

Ingvar Ambjørnsen

Der vierte Weihnachtsmann



Später im Herbst ging es mir dann immer besser. Ich war tief unten in einem der Täler des Daseins gewesen, aber jetzt ging es wieder bergauf. So einfach war das. Wenn ich es also richtig verstanden hatte, wollte die Stationsschwester Gerda Hegge mich allein aus praktischen Gründen über Weihnachten dortbehalten.

Mir nur recht. Ich hatte noch nie für Weihnachten geschwärmt, und in diesem Jahr wartete auch niemand in Oslo auf mich. Gutes Essen hatten sie außerdem hier oben im Gylnarheim. Ich hatte fast vier Kilo zugenommen. Um die loszuwerden, hatte ich in den letzten Wochen angefangen, lange Spaziergänge zu machen. Eine Aktivität, zu der Gerda Hegge und das übrige Personal beifällig nickten.

Es war zudem befreiend, den Stunden mit Gruppentherapie und gemeinschaftlichen Aktivitäten zu entrinnen. Ich war immer schon einer, der lieber seine eigenen Wege geht. Und da ich jetzt wieder das Gefühl hatte, festen Boden unter die Füße zu bekommen, war es nur irritierend, die Verzweiflung der anderen mit ansehen zu müssen. Ja, ich konnte auch wütend werden. Und auf den Tisch hauen, wenn mir das Gequengel zu viel wurde.

Nein, da war es schon besser, in der Dezemberdunkelheit über die stillen Wege zu gehen und mein eigener Herr und Meister zu sein. Das Schattenspiel, das sich zwischen den Laternepfählen entwickelte, wenn man näher kam, war oft bemerkenswert. Es fiel mir leicht, mich als Geist zu betrachten, der an

den Schneekanten entlangschwebte. Nicht gerade etwas, das man anderen auf die Nase bindet, aber doch ein hübsches Erlebnis, solange ich es für mich behielt.

Eines Tages, als ich in meinem Zimmer saß und las, wurde an die Tür geklopft.

Es war Gerda Hegge. Es gebe da etwas, worüber sie mit mir sprechen wolle. Wenn sie störe, könne sie auch gern später noch einmal kommen. Oder eventuell morgen.

Ich sagte wahrheitsgemäß, nichts könne mich so erfreuen wie ein Besuch von ihr, und von Aufschub dürfe nun wirklich keine Rede sein. Morgen könnten wir beide tot sein. Übrigens auch schon in einer Stunde.

Sie zwinkerte mir schelmisch zu und setzte sich.

Ich möchte hier etwas erklären, ehe ich weitererzähle. Wenn man in ein Haus wie Gylnarheim eingewiesen wird, vor allem, wenn Zwang im Spiel ist (was dieses Mal aber nicht der Fall war), entstehen oft starke Bindungen und sexuelle Spannungen zwischen dem Eingewiesenen und dem weiblichen Pflegepersonal, das die Macht auf der Station ist. Das ist zumindest meine Erfahrung. Es geht hier um eine Art Variante des Stockholm-syndroms. Obwohl man wütend und verängstigt zugleich ist, kann man nicht den Genuss ignorieren, der entsteht, wenn man einer anderen ganz und gar ausgeliefert ist. Mit anderen Worten: Der Patient verliebt sich in die Frau in Weiß. In die Frau mit den Schlüsseln und dem Zugang zur Zwangsbehandlung. (Nicht ohne Grund gehören Handschellen zum beliebtesten Sex-Spielzeug.)

Im Fall Gylnarheim war Gerda Hegge diese Person.

Obwohl das hier ein Haus mit offenen Türen und angenehmer Atmosphäre ist, verliebte ich mich sofort heftig in Gerda. Was sie natürlich bemerkte. (Zeigt mir eine Frau, die so etwas

nicht bemerkt!) Zwischen uns entstand ein flirtender Tonfall, und ich glaube, das spielte eine Rolle bei meiner verhältnismäßig raschen Wiederherstellung. In jüngeren Jahren hatte ich diese plötzlichen anstaltsbedingten Gefühle oft falsch verstanden. Ich dachte, »da könnte was bei rauskommen«, wie man so sagt. Aber das konnte es natürlich nicht, was oft genug zu Tränen und bitteren Ausbrüchen führte. Jetzt, als Mann von über fünfzig, konnte ich die Verliebtheit einfach in vollen Zügen genießen. Nicht nur hatte Gerda Macht über mich, sie war noch dazu absolut unerreichbar. Herrlich. Mit dem Oberarzt verheiratet. Zwei Kinder. Über zwanzig Jahre jünger als ich.

Das Beste von allem? Dass sie sich in ihrer absoluten Unerreichbarkeit erlauben konnte, mich durchaus im Blick zu haben. Sie riskierte ja nichts dabei. Sie konnte dann nur auf ihre leicht verruchte Weise, die mir so gut gefiel, aus dem Haus schwänzeln.

Aber an diesem Nachmittag kam sie sofort zur Sache. Es ging um die Kinder. Die vierjährige Sofie und den fünfeinhalbjährigen Stian. Ob ich mir vorstellen könne, am Heiligen Abend als Weihnachtsmann bei ihnen zu erscheinen? Im vorigen Jahr hätte die Sache nämlich fast in einem Fiasko geendet, ihr Gatte, der Oberarzt Ragnar, wäre um ein Haar entlarvt worden. Und zwar wegen seiner Uhr. Der Armbanduhr, die er abzunehmen vergessen hatte. Es war sehr schwer gewesen, den Kindern zu erklären, wieso der Weihnachtsmann genau so eine Uhr hatte wie Papa.

Zuerst wusste ich nicht so recht, was ich sagen oder antworten sollte. Die Frage kam so vollständig überraschend. Ich selbst im Weihnachtsmannkostüm. Zu Hause im Wohnzimmer von Gerda Hegge samt Familie. Mann und Kinder.

Würde es nicht doch ein bisschen weh tun?

Aber das Ganze war ja schließlich ein Spiel. Ein winzig kleines Schauspiel, in das alle drei Erwachsenen eingeweiht waren. Wussten, was da wirklich vor sich ging.

Als sie sah, dass ich Bedenkzeit brauchte, redete sie weiter. Ich wäre natürlich auch ihr Gast an diesem Abend, das sei ja wohl klar. Ich könne zudem entscheiden, ob ich bei ihnen übernachten wolle, sie könne mir ein Bett in der Scheune machen, die jetzt vollständig renoviert sei, mit Dusche und allem. Oder ich könne später am Abend auf ihre Rechnung ein Taxi zum Gylnarheim nehmen.

Sie betonte, es gehe vor allem um die kleine Sofie. Im vergangenen Jahr sei sie noch zu klein gewesen, um besonders viel zu begreifen, während Stian bald zu groß für Weihnachtsmannbesuche sein würde. Außerdem, fügte sie mit einem glucksenden kleinen Lachen hinzu, könne es doch lustig sein, Stian eins auszuwischen. Ihm zu zeigen, dass Papa eben doch nicht der Weihnachtsmann war.

Am Ende sagte ich zu, und zwar aus mehreren Gründen. Erstens war es sehr schwer, eine Einladung abzulehnen, wenn sie von Gerda Hegge kam. Vor allem, wenn es darum ging, ihren beiden kleinen Kindern eine Freude zu machen. Außerdem gefiel mir die Vorstellung, den Heiligen Abend mit der kleinen Familie zu verbringen, schon sehr bald. Ich war Gerdas Mann einige Male begegnet, aber es war zu keinerlei Spannungen gekommen. Wie gesagt, ich war über fünfzig, und ich kannte meine Rolle in- und auswendig. Ich hatte schon vor vielen Jahren gelernt, meine Eifersucht zu bezwingen. Die Vorstellung, den Heiligen Abend auf der Station zu verbringen, wirkte auch nicht verlockend. Die meisten Patienten würden über Weihnachten nach Hause fahren, und unter denen, die blieben, waren jedenfalls zwei, zu denen ich an Jesu Geburtstag nicht ungerne eine gewisse Distanz

halten würde. Aber was mich vor allem zu meiner Zusage bewegte, war die Aussicht, eine Nacht in einer echten norwegischen Scheune zu verbringen.

Das war so ein Fall von *Once in a lifetime*.

Das war mir durchaus klar.

Man wird nie zu alt, um ein bisschen zu spielen. Das ist zumindest meine Erfahrung. Da die Kinder meine Ankunft nicht bemerken durften, wurde ich abgeholt, sowie sich die kleinen Personen am Vormittag des Heiligen Abends zusammen mit dem Oberarzt in die Dorfkirche begeben hatten. Nur Gerda und ich im Wagen. Glitzernder Schneebelag auf der Straße. Sonne. Dompfaff und Zeisig in den gefrorenen Birkenwipfeln. Der Knabenchor im Radio. Ich wäre gern sehr weit gefahren, weiter als weit. Über die Grenze und in die schwedische Wildnis, wo uns am Ende der Welt eine rote Hütte erwartete. Das erwähnte ich natürlich mit keinem Wort.

Desto mehr redete ich über Weihnachten und dessen Inhalt. Es werde zu viel Aufhebens darum gemacht. Zu viel Geschrei um Gegenstände und Statussymbole. Es sei nicht nötig, zu Weihnachten nagelneue Autos und Schneemobile zu verschenken. Oder den Kindern neue Computer und Smartphones auf den Gabentisch zu legen. Vor allem nicht, wenn sie so klein waren wie Gerdas Kinder. Ich merkte, dass ich ein wenig auf Autopilot lief. Und dass ich ab und zu das Bild des Hansen-Manns vor mir sah, während ich immer weiterredete. Genauer gesagt, die Augen hinter der Maske. Den feuchten Blick hinter den Löchern in der Pappe.

Ob ich schon einmal bei Gerda und dem Oberarzt zu Hause war? Nein, bisher nicht. Jetzt sehe ich, dass sie auf einem alt ehrwürdigen Hof wohnen, mit Wohnhaus und allerlei Neben-

gebäuden. Die Scheune ist prachtvoll. Wohnzimmer und Kochnische unten, Bad und Schlafzimmer oben. Ich bin wirklich froh darüber, dass ich ja gesagt habe. Gerda Hegge zeigt stumm auf den Tisch, auf dem ein mit Plastikfolie überzogener Teller, eine Thermoskanne und eine Tasse stehen.

Die Stille, sowie sie die Tür hinter sich zugezogen hat. Ich sehe ihren geliebten Körper über den Hofplatz gehen. Es schneit. Ich komme mir vor wie auf einer Weihnachtskarte. Mit Tränen in den Augen stopfe ich mir eine halbe Schnitte mit Lachs und Rührei in den Mund.

Was war das? Ein Knacken, ein Klopfen? Es ist die Kälte, die in das alte Holz beißt. Ich gieße mir dampfenden Tee ein und denke an das viele Essen, das hier im Laufe der Jahrhunderte gehangen hat, die vielen Schinken, die Würste, die Bütten mit Knäckebrot und Grütze, und plötzlich nehme ich hier drinnen eine fremde Kraft wahr. Nein. Ich spüre, dass ich hier der Fremde bin und dass der Fremde von etwas aus der Vergangenheit beobachtet wird. Etwas, das hier zu Hause ist.

Ich schalte den kleinen Fernseher in der Ecke ein. Sofort ist alles besser.

Aber dann scheint etwas in mir gar nicht zu wollen, dass alles besser ist. Irgendetwas zwingt mich, den Fernseher wieder auszuschalten. Ich sitze im Halbdunkel da und frage mich, was hier los ist. Was passiert hier eigentlich? In der Ferne scheinen Glocken zu läuten, und zugleich vernehme ich eine Art Echo meines Gespräches mit Gerda Hegge: »Und dann wäre es ja auch witzig, Stian eins auszuwischen. Und ihm zu zeigen, dass Papa eben doch nicht der Weihnachtsmann war.«

Aber es war doch so. Papa war der Weihnachtsmann. Im vorigen Jahr hatte Papa die Rolle des lokalen Weihnachtsmannes so schlecht gespielt, dass der kleine Junge, damals erst viereinhalb,

ihn fast entlarvt hätte. Seinen eigenen Vater mit heruntergelassener Hose erwischt, während die kleine Schwester danebenstand und nichts begriff. Und jetzt soll ich die Misere also wieder gutmachen. Sie hatten sich ganz ohne irgendwelche Hintergedanken auf Weihnachten gefreut, während die Erwachsenen die Lüge sorgfältig geplant hatten. Und dennoch: Im Dienste der Lüge zu stehen war für mich weder neu noch sonderlich aufhenerregend. Ich war ein erfahrener Lügner und schämte mich nur selten. Es musste also einen anderen Grund für das Unbehagen geben, mit dem ich jetzt nach dem Räucherlachs aufstieß.

Ich musste – natürlich – zurück in meine Kindheit gehen. Dorthin sollte man sich in der Regel begeben, wenn man nicht so genau weiß, woher der Gestank kommt. Ich musste zurück zu den Weihnachtsfeiern meiner Kindheit.

Die wahrlich keine ungetrübte Freude gewesen waren.

Ich war ohne Vater aufgewachsen. Zu einer Zeit, als es, anders als heute, vollkommen normal war, dass die biologischen Eltern eines Kindes zusammenlebten und im selben Bett schliefen. Im Block zu Hause in der Satellitenstadt und später in meiner Schulklasse war ich der Einzige, der keinen Vater hatte. Ich akzeptierte, dass ich keinen Vater hatte. Jeden Abend waren Mutter und ich allein, und so vergingen die Jahre. Die Ausnahme war der Heilige Abend. Warum Mutter gerade an diesem feierlichen Tag ein mir unbekanntes Mannsbild in unser Wohnzimmer holen musste, habe ich nie begriffen. Doch. Natürlich begreife ich es. Die anderen hatten ja ihren Vater, der einmal im Jahr die Rolle des Gabenbringers mit dem künstlichen Bart spielen konnte. Sicher hat meine Mutter so ungefähr gedacht, dem Jungen fehlt ein Vater, aber dann soll es ihm wenigstens nicht Heiligabend auch noch am Weihnachtsmann fehlen. Gut gemeint, wie so oft, wenn es total schiefeht.

Ich hatte vom ersten Moment an Angst vor ihm. Hasste ihn. Dachte das ganze Jahr an ihn. Plante, ihn zu töten. Ihm die Augen auszustechen.

Ja. Seine Augen waren das Schlimmste. Die feuchten, blanken Augen, die sabbernd an meiner Mutter klebten, während er mit aufgesetzter Stimme fragte, ob denn »liebe Kinder« im Haus seien. Während ich ganz allein dort stand, halb versteckt vom Weihnachtsbaum, stocksteif. Seine Hand, die glaubte, sie könne meinen Blick betrügen, wenn sie wie zufällig Mutter übers Knie strich. Sein Mundgeruch, der unter der feuchten Pappe hervorkam, wenn er mich auf seinen Schoß zwang. Fischpudding, gemischt mit Priem und Zigarettentabak. Er war ekelhaft.

Und während die anderen Kinder, ohne es zu wissen, sich darauf freuen konnten, dass ein etwas unheimlicher Weihnachtsmann sich eines Tages als ihr lieber Papa entpuppen würde, grauste mir vor dem Augenblick, wenn sich der widerliche Weihnachtsmann als der ebenso widerliche Rolf Hansen aus dem Erdgeschoss entpuppte. Aber der Junggeselle, der das ganze Jahr lang trank und weinte und drohte, sich das Leben zu nehmen, blieb den ganzen Dezember nüchtern. So dass Mutter und zwei andere Mütter im Block, deren Männer sich an Bord eines Öltankers im Golf von Mexiko befanden, es wagten, besagten Hansen, später nur noch Hansen-Mann, als Weihnachtsmann anzuheuern, gegen ein Honorar, das ich niemals ganz durchschaute, obwohl ich allerlei Drohungen auffuhr, als ich alt genug war und der Weihnachtsmann längst nicht mehr gebraucht wurde und verworfen worden war.

Ja, so denke ich, während ich in der modernisierten Scheune sitze, während ich eine stetig wachsende Selbstverachtung spüre, da ich mich auf dieses ziemlich gemeine Schauspiel eingelasse

sen habe. Ich denke zudem an die Tatsache, dass der Weihnachtsmann, so, wie wir ihn in der norwegischen Kultur kennengelernt haben, der ich zugehörig bin, eigentlich aus drei Teilen besteht, die gewissermaßen zu einer Gestalt verschmolzen sind. Ein schizophrener Bild, bestehend aus dem amerikanischen Santa Claus, den wir aus dem Fernsehen kennen, der am Nordpol wohnt und mit einem Rentiergespann durch die Luft jagt, um dann in den amerikanischen Vorstädten durch den Kamin in die Häuser hinabzusteigen. Das ist der eine. Dann haben wir die Hansen-Mann-Variante – Vater, Nachbar, Onkel oder zufälliger Bekannter, der gratis oder gegen im Voraus abgemachtes Honorar seine billige Maske aus dem Kaufhaus sowie einen geliehenen Bademantel oder Schlafrock anlegt, am liebsten einen roten, zur Not geht auch Grau oder Grün, und einen von der Post entliehenen oder im Holzschuppen requirierten Sack schultert. Und dann den Weihnachtswichtel, den Wichtel aus unserem eigenen Volksglauben, den grauen, leicht boshaften Unterirdischen, der auf die Tiere im Stall aufpasst und am Heiligen Abend mit in selbigem Stall servierter Grütze bestochen werden muss, damit er besagten Tieren nicht irgendetwas Unsägliches antut.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesem ungeheuren, gemeinen Kapitalismus, gemischt mit ungeschicktem Familiedilettantismus, krankem Aberglauben – und dem Kind in der Krippe? Dem strampelnden kleinen Wicht, der, umgeben von ebensolchen Tieren, da liegt und vor dem drei weise Männer mit ihren Gaben stehen, drei Männer, die manchmal auch die Heiligen Drei Könige genannt werden?

Drei Weihnachtsmänner. Drei weise Männer. Geschenke.
Was für eine abscheuliche Vorstellung.

Denke ich, aber dann muss ich doch lachen. Esse meine Brote und stelle mir vor, der Teller sei die Schale mit der Grütze,

während die Scheune zum Stall wird. Bestochen und satt. Ich mache ein Nickerchen und erwache als Mischung aus dem Hansen-Wichtel und dem Stallwichtel. Suff- und Sabberschwein, gemischt mit unterirdischem Gnom. Den amerikanischen Bestandteil verbanne ich an einen fremden Pol. Alle Rentiere geschlachtet und zerlegt.

Und dann ist da noch etwas anderes. In mir taucht der vierte Weihnachtsmann auf. Braust mit seinem unsichtbaren Gefieder. Rasselt mit den Ketten, lacht und lockt. Und füllt mich mit Freude und Selbstvertrauen. Ich habe keine Erfahrung mit Drogen, aber jetzt glaube ich, das Gefühl zu ahnen, mit dem die Nadel in die Ader gleitet und das Blut wie eine rote Rose aufsteigt. Ich strotze. Ich gehe ins Badezimmer, in dem Gerda Hegge die Ausrüstung bereitgelegt hat, das trügerische Kostüm, das zum Glück von höherer Qualität ist als das einst von Hansen-Wichtel zusammengekratzte. Zum Glück keine Maske, nur Schminke und Bart, Sonnenbrille und eine Nase aus weichem Gummi. Ich bleibe stehen und drücke darauf, ehe ich sie über meine eigene ziehe, und in diesem Moment ist jeglicher Zweifel verfliegen. Dieses Spiel, dieses kleine Schauspiel, handelt eigentlich von etwas anderem als Kindern und Geschenken, Weihnachten und Glitzer. Aber das wissen (zum Glück) nur Gerda Hegge und ich.

Es ist fünf Uhr. Es ist dunkel. Es schneit. Hinter den Wohnzimmerfenstern und in der Küche brennen Kerzen. Der Duft von verbranntem Birkenholz. In der Ferne: Glocken und Sirenen. Der vierte Weihnachtsmann hat mich noch fester im Griff, und mich erfüllt eine tiefe Ruhe, als ich mit der Knochenhand anklopfe.

So willst du mich also haben? Der weite rote Umhang, der alles verbirgt. Der säuerliche Geruch des weichen Gummis. Die

klebrige, schlaffe Gumminase, an der du im Laden herumgefingert hast. Die wird er tragen, wenn er kommt.

Stimmen. Künstlich, verlogen: Wer kann denn jetzt noch kommen? Am Heiligen Abend!

Die Tür, die vorsichtig geöffnet wird. Es ist der Oberarzt. Der große Verlierer im Drama.

Sie weiter hinten im Gang, gleichsam zögernd, abwartend. Mit Kittelschürze, als ob sie darunter nackt wäre. Eine kurze Sekunde eine rosa Zungenspitze, die über die fleischige Unterlippe fliegt.

Die Kinder: wie gelähmt in der Wohnzimmertür. Die kleinen offenen Münder. Die kleinen aufgerissenen Augen. Sie hören nicht den schweren Atem ihrer Mutter, sie achten nicht auf das dumme Gerede ihres Vaters: Sie versenken sich beide in Staunen und Mystik, die ich erschaffe, als ich mit watschelndem Weihnachtsmanngang durch den nach Schweinerippe stinkenden Gang auf sie zukomme; sie retten sich ins Wohnzimmer, sie heulen, sie lachen und heulen, es grenzt bei der Kleinen an Weinen, aber das Eis trägt, das Eis trägt, denke ich, und ich schlage nach Hansen-Mann, der droht, die Leitung an sich zu reißen, der sabbernd der Mutter die Unterhose herunterzerren und ihr vor Augen des Oberarztes die Rute verpassen will.

Das Eis trägt. Hansen-Mann wird in den Wald gejagt.

Ja. Danke. Der vierte Weihnachtsmann, der echte, der innere und natürliche Weihnachtswichtel, hätte gern Birnenlimonade und Pfefferkuchen. Ihr kleiner Finger, der wie zufällig meinen Handrücken streift, ihr Blick, als sie mir das Glas in die Hand drückt, diese winzigen Zeichen und Symbole zwischen uns, die große, strotzende Gumminase, nur aus Jux, natürlich, das ist Erotik, kein Porno. Aber will er sich nicht setzen – doch, das will er, verdammt, denn die Fahrt durch das Gebirge war lang

und hart, und ich gebe mir alle Mühe, meine Stimme nicht zu verstellen, denn ich finde, Papa Oberarzt darf ruhig der Einzige sein, der hier mit verstellter Stimme spricht, ich tue es jedenfalls nicht, und in diesem Moment ist Hansen-Mann wieder da, und es ist nicht mehr Gerda Hegge, die sich nackt über den Tisch beugt, sondern meine Mutter, und da stehe ich mit offenem Mund neben dem Weihnachtsbaum, verkleidet als kleiner Junge und als noch kleineres Mädchen, und das kleine Mädchen will an mir hochklettern, sich auf meinen Schoß setzen, aber das kann ich jetzt nicht riskieren, denn jetzt wird es doch Porno, Mutter verwandelt sich zum Glück aber auch leider in Gerda Hegge, wir ziehen sie wieder an und machen als gute Freunde weiter.

Für einen Moment habe ich einen Blick in den Abgrund geworfen, in dem sich Hansen-Mann aufhielt, wenn er bei uns zu Besuch war, und ich werde erfüllt von Mitleid und Reue, ich glaube zudem zu verstehen, warum er im restlichen Jahr getrunken hat, und auch, vielleicht, warum er im Dezember nüchtern blieb und an jedem einzelnen Heiligen Abend getreulich bei Mutter und den Seemannsbräuten erschien. Das brausende Morphium in seinem Blut. Die Scham und die Triebe. Die Freiheit hinter der Maske. Das rätselhafte Lächeln auf Gerda Hegges Lippen.

Bescherung.

Lebwohl.

In der Scheune tue ich sofort das, was ich tun muss. Dann packe ich das Kostüm in den Karton, ziehe mich aus und dusche lange und kalt, ehe ich den Anzug und das weiße Hemd anziehe, auf den Schlips verzichte ich.

Ich habe mich gleich hier unten bei der Kreuzung verfahren. Die Kleinen beobachten mich ebenso gespannt wie vorhin.

Schweinerippe. Bratwurst. Bratensoße. Kartoffeln und Küm-
melkohl. Limonade. Mehr Limonade.

Ob ich nicht nach Hause zu meiner Mama komme?

Nein. Noch mehr Wurst. Ihr Blick von der anderen Seite des
Tisches her. Von der anderen Seite des Fjords. Das war um Haa-
resbreite. Der Oberarzt wird wieder zum Halbgott in Weiß.
Das Essen bleibt mir im Hals stecken. Der vierte Weihnachts-
mann, der innere und eigentliche, schlägt um sich und will un-
bedingt heraus.

Zu Kaffee und Plätzchen: eine große blaue Kapsel. Eine Kapsel
für den inneren Weihnachtsmann. Nimm das hier. Jetzt. Sofort.

Und im Grunde hat sie ja zu bestimmen. Was mir so unend-
lich gut gefällt.

Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs